



Feuilleton

Der Verlorene Sohn.*)

„Der verlorene Sohn“ ist die Geschichte zweier isländischer Familien, von denen die eine aus zwei Söhnen und die andere aus zwei Töchtern besteht. Der jüngere Sohn der einen und die jüngere Tochter der anderen werden zu ihrer Erziehung nach England und Dänemark geschickt, und während ihrer Abwesenheit verlieben sich der ältere Sohn und die ältere Tochter einer Nebenbuhlerin der beiden Väter gemäß, die lebenslängliche Feinde gewesen sind, mit einander. Ehe der Ehevertrag jedoch unterschrieben wird, kehrt der jüngere Sohn nach Hause zurück und verliebt sich in die Braut seines Bruders, die ihrerseits sich ebenfalls in ihn verliebt. Der ältere Bruder entdeckt dies und beschließt, obgleich er das Mädchen leidenschaftlich liebt, sein eignes Glück dem seiner Braut aufzuopfern und sie seinem jüngeren Bruder abzutreten. Um dies zu ermöglichen und das Mädchen vor dem Jörn ihres Vaters zu schützen, sieht er sich genötigt, den von beiden Vätern entworfenen Kontrakt zu beenden, und er thut dies unter Bedingungen, die ihn in den Augen der Seinen der niedrigsten Selbstachtung und der tatsächlichen Verschmähung des Mädchens verächtlichen, um deren willen sein Herz fast bricht. Nachdem er seine schwere Aufgabe indes gelöst hat, stellt der ältere Bruder dem jüngeren seine Bedingungen, nämlich die, daß wenn er (der jüngere Bruder) je in seiner Liebe für das ihm überlassene Mädchen wankt, sie je vernachlässigen, schlecht behandeln, oder um einer anderen Frau willen verlassen sollte, er (der ältere Bruder) sich an ihm rächen würde.

Der jüngere Sohn und die ältere Tochter (die gleichen Alters sind) sind nun verlobt, und das Mädchen überredet in ihrer großen Glücklichkeits den Vater ihre jüngere Schwester, damit sie der Hochzeit beizuhelfen und theil an ihrem Glücke nehmen dürfe, aus Dänemark herüber kommen zu lassen. Gleich nach ihrer Ankunft verliebt die jüngere Schwester sich in den jüngeren Sohn, und er, nach einem Kampf, seiner Braut die Treue zu halten, sich ebenfalls in sie. Nachdem er indes seine Stellung und alle Umstände seiner Verlobung sich klar gemacht und sich Gebächnisse zurückgerufen hat, beschließt er, seiner Neigung entgegen, die Ehe einzugehen, zu der er sich einmal verpflichtet hat. Die Hochzeit findet statt, und der jüngere Sohn verbindet sich mit der nicht länger geliebten Frau, weil er es, was immer es ihm kosten möge für seine Pflicht ansieht.

Die ältere Tochter, seine jetzige Frau, verwirklicht nach und nach, daß ihr Gatte und ihre Schwester sich gegenseitig lieben, und damit bricht ihr ganzes Glück zusammen. Ihre Eifersucht und ihre Qualen erreichen den Höhepunkt, kurz ehe sie Mutter wird. Während einer stürmischen Scene verpöthet die jüngere Schwester die ältere wegen ihrer leiblichen Ehe und sagt, daß das zu erwartende Kind in Liebe zu ihr erzeugt worden und die Frau nichts anderes als die Zwangsmagd sei, die, wie in den biblischen Geschichten, der vom Manne geliebten Frau die Kinder gebor. Diese Schmähung erregt die Frau in einem solchen Maße, daß sie in ihrem schwachen und reizbaren Zustand in vorzeitigen Kindesnöthen zu Bett gebracht werden muß und in ihrer Hysterie und ihrem Fieberwahn schreien versichert, daß das Kind nicht geboren werden sollte, oder daß sie es, wenn es doch geboren werden sollte, tödten werde. Als das Kind dann jedoch kommt, erwacht die Mutterliebe in ihr, und sie fühlt sich durch ihres Gatten Barmherzigkeit, dessen Liebe, nun da sie ihm ein Kind geboren hat, zurückzukehren scheint, hoch beglückt.

Dies gewährend, und in der Absicht des Gatten Liebe wieder an sich zu reihen, erzählt ihm die jüngere Schwester von der im Fieberwahn ausgesprochenen Drohung seiner Frau, das Kind zu tödten und schlägt vor, ihn auf die Gefahr aufmerksam machend, der das Kind durch die mörderische Wanie seiner Mutter ausgesetzt ist, daßselbe sicherheitshalber ihr zur ferneren Pflege zu übergeben. Sehr erschrocken hält der junge Ehemann mit Zuziehung des Doktors einen Familienrath ab, der zu dem Resultat führt, daß das Kind seiner Mutter auf einige Zeit entzogen werden soll. Dies geschieht; während die Mutter schläft, wird das Kind ihren Armen entnommen und als sie erwachend daselbe nicht mehr neben sich findet, ist sie zu entsetzt, um von ihrem Bette sich zu erheben und es zurückzuholen. Ihr Leben und Witten finbet in liebevollen Versicherungen, daß das Kind, sobald sie ganz wieder hergestellt sei, ihr zurückgegeben werden soll, Beantwortung. Unterdessen erfährt sie, daß ihre kleine Tochter ihrer Schwester zur Pflege anvertraut ist.

Ders und Gemüth der Mutter sind nun so erschüttert, daß sie den Entschluß faßt ihr eigenes Kind sich zurückzufehlen. Sie führt diesen Plan an einem nationalen Festtag, an dem ihr Gatte und ihre Schwester abwesend sind, aus. Nachdem sie vier Tage nach ihrer Entbindung heimlich von ihrem Bette sich erhoben, einen langen Weg unternommen, ihr Kind sich angeeignet und mit sich nach Hause zurückgebracht hat, bricht sie ohnmächtig zusammen und erliegt dem durch die Anstrengung hervorgerufenen Fieber. Sie stirbt in dem fieberhaften Glücke, ihre geschmähte Mutterchaft gerechtfertigt und ihr gestohlenes Kind zurückzuerobern zu haben.

An diesem Punkt kehrt der ältere Bruder wieder in die Geschichte zurück. In der Ueberzeugung, daß der jüngere Bruder das ihm bei seiner Vergiftung auf das geliebte Mädchen gebene Versprechen gebrochen, daselbe vernachlässigt und um seiner Schwester willen verlassen hat, und indem er die erste Ursache zu ihrem Tode gegeben ihr tatsächlicher Mörder gewesen ist, beschließt er seine Drohung wahr zu machen und ihn zu verurtheilen. Eine Waffe fällt ihm unerwartet in die Hand. Er erfährt, daß die Strafe des Geistes über seines Bruders Haupt hängt, da er, um gewisse, sehr große Spielschulden der jüngeren Schwester zu begleichen, seines Vaters Unterschrift gefälscht hat. Mit dieser Nachricht geht er, um seinen Bruder anzuklagen, zu seinem Vater und beschließt ihm zu raten das Geheiß seinen Lauf nehmen zu lassen und den Hölzer ins Gefängnis zu senden. Der Vater, General-Gouverneur von Island, schickt jedoch vor der Veröffentlichung und der Schande zurück. In alledem ist der jüngere Bruder sein Lieblingssohn, und er kann es nicht über sich gewinnen, den Jüngling ins Gefängnis gehen zu lassen. Um den verlorenen Sohn also zu retten, überläßt er seinen einzigen Randhuf hypothekarisch und beghalt die Schuld. Dieses Gut ist die Pachtanspannung Thingvellir im Herzen Islands, das der

ältere Bruder bewirtschaftet und als sein ihm zukommendes Erbe betrachtet. So fallen also des älteren Bruders Rachepläne auf sein eigenes Haupt zurück, und die einzige, den jüngeren treffende Strafe ist die, daß er von Island verbannt und von seiner Familie und seinen Freunden verstoßen wird.

Der verlorene Sohn geht zuerst nach London, wo er mit großen Entbehrungen zu kämpfen hat und in die äußerste Armath geräth. Er hat stets eine hervorragende Begabung für die Musik geholt, kann dieselbe jedoch nicht ausbilden, weil er aus Mangel über die Vernachlässigung seiner Frau und in dem Gefühl sie einfaß seinem Traum, ein großer Musiker zu werden (ein Ehrgeiz, der von der jüngeren Schwester in ihm genährt worden ist) aufgeopfert zu haben, alle seine Kompositionen in dem Grab seiner Frau mit begraben und sich gelobt hat, sein ganzes Lebenlang nie wieder eine Note zu schreiben.

Die jüngere, mit einer sehr schönen Stimme begabte Schwester folgt ihm indes nach London, aufgefordert von einem früheren isländischen Freunde, jetzigen Direktors der Covent Garden-Oper, und das Ende dieses Verhältnisses ist, daß der verlorene Sohn einsehen lernt, daß das Mädchen sich eines anderen Mannes Erfolges und Geldes wegen von ihm wendet, worauf er, um neue Macht über sie zu gewinnen, der Versuchung unterliegt, am Spieltisch zu betragen. Dieser Vorgang führt zu dem gänzlichen Untergang des verlorenen Sohnes und zu dem Gerücht, daß er sich erschossen hat, worauf die jüngere Schwester, wegen der er so viel gelitten und soviel verbrochen hat, ihn des andren Mannes wegen gänzlich verläßt.

Der Welt gegenüber gestorben, gebrochenen Herzens und aller Mittel entböhrt, beginnt die Seele in dem verlorenen Sohn zu erwachen, und er sucht den Entschluß ein neues Leben unter einem anderen Namen zu beginnen. Er gelangt zu der Ueberzeugung, daß er von dem seiner todtten Frau (deren Grab) er, um seine Kompositionen auszugraben, hat öffnen lassen) gemachten Gelübde entbunden ist, und beschließt, seine große Begabung als Komponist auszunutzen und sich Ruhm und Vermögen zu erringen, um in seine Heimath zurückzukehren, seinen ihm von seinem früheren Leben anhängenden schlechten Ruf zu tilgen, das Geld, das das Familiengut so überbietet hat, zurückzuzahlen und seine Familie glücklich zu machen. Vor allem aber hofft er sein Kind, das während der Jahre seiner Abwesenheit in seines Großvaters (mütterlicher Seite) Haus aufgewachsen ist, wieder an sich zu bringen. So sieht er sich in seiner Neue als den verlorenen Sohn des Gleichnisses heimkehren, jedoch nicht arm, sondern reich und in stande alles wieder gut zu machen.

Viele Jahre verstreichen, und dann geht der verlorene Sohn unter seinem angenommenen Namen, denn die Nachricht von seinem Selbstmord hat die Heimath erreicht, und er ist unter seinem wirklichen Namen ein Todter, nach Island zurück. Er findet vieles verändert und die Folgen seiner Mißthaten zehnfach vervielfältigt. Sein Vater ist todt; sein Schwiegervater (der mit seinem lebenslänglichen Freund der Kinder wegen sich verfeindet hat) ist bankrott; seine Mutter und sein Kind — seine Tochter — leben bei seinem Bruder, der alle Lasten auf seine Schultern geladen hat, und die Pachtanspannung steht gerade auf dem Punkte, infolge seines vor langen Jahren begangenen Verbrechens versteigert und seine Familie dadurch obdachlos und dem Mangel preisgegeben zu werden.

Er beschließt, das Gehört auf der Versteigerung zu kaufen und es den Seinen zurückzugeben. Mit genügend Geld in der Tasche macht er sich zu diesem Zweck auf den Weg, gelangt aber aus verschiedenen Gründen zu der Ueberzeugung, daß es unmöglich für ihn ist, sich seiner Familie, ehe die Versteigerung vorüber ist und er den Weg zur Verzeihung und Verjüngung ganz ebnen hat, zu offenbaren. So entschließt er sich also, als ein Fremder, der auf der Versteigerung bietet, nach der Pachtanspannung zu gehen.

Der ältere Bruder, der stets ein rechtshaffenes Leben geführt und sich für die Seinen aufgeopfert hat, ist beim letzten Stadium der durch des verlorenen Sohnes Mißthaten über ihn heraufbeschworenen Unglücksfälle angelangt. Er hat stets geglaubt, daß Gott dem Menschen seine Verdienste anrechne, seine Lebenserfahrungen jedoch haben diese Anschauung Lügen gestraft und seinen Glauben untergraben. Zugleich mit seinem Glauben ist ihm auch der Begriff von Recht und Unrecht abhanden gekommen; in der Regierung der Welt keine Vorsehung gewährend, hat die Natur des Thieres in ihm die Oberhand gewonnen, und er beschließt, seiner Mutter und Eins halber für sein Eigenthum zu kämpfen. Der Kreisrichter, der, um seine letzten Anordnungen für die Versteigerung zu treffen, auf dem Gehört gewesen ist, hat ihm gesagt, daß, wenn er vor dem nächsten Morgen die rückständigen Zinsen bezahlen könne, er (der Kreisrichter) der Versteigerung Einhalt thun wolle, und es wird dem Leser angedeutet, daß wenn ein Reisender mit genügend Geld in der Tasche die Nacht in der Pachtanspannung einkehren sollte, der ältere Bruder (in dem durch die harten Schicksalschläge hervorgerufenen Zusammenbruch seiner moralischen Natur) nicht zögern würde, sich daselbe, welche Verbrechen und Folgen es auch bedeuten würde, anzueignen. Ein Reisender kommt wirklich. Es ist der seit zehn Jahren todtgeglaubte jüngere Bruder, der unter angenommenen Namen und mit viel Geld in der Pachtanspannung einkehrt, um, wie er beabsichtigt, das Gehört zu kaufen und es den Seinen zurückzugeben.

Der Schlutheil der Geschichte handelt ausschließlich von den Ereignissen jener Nacht und des nächsten Morgens, und es ist schwierig aber unmöglich, alle Vorgänge in einem kurzen Auszuge wiederzugeben, wo so viel von der psychologischen hochdramatischen Entwicklung abhängt. Dem unter angenommenem Namen zurückgekehrten verlorenen Sohn offenbart sich die Wichtigkeit seines ganzen Planes, die Bedenlichkeit der erhofften Vergebung und Verjüngung, und die Unmöglichkeit, seine Identität zu enthüllen. Vor allem steht er ein, daß die Hoffnung auf die Wiedererlangung seiner Tochter, auf die er sein ganzes Herz gesetzt hatte, eine vergebliche ist, und daß das Mädchen durch keine Lockung und Versuchung zu bewegen ist, seinen Bruder, den es wie einen Vater liebt, zu verlassen. Auf diese Weise also rächt sich sein erstes Vergehen. Was er an andern verbrochen, wird ihm selbst zutheilt. Wie er seinen Bruder der Liebe der Mutter beraubt hatte, so beraubt ihn dieser nach langen Jahren der Liebe seiner Tochter. Es ist gerecht, es ist unvermeidlich und es bleibt ihm nichts anderes übrig, als das Haupt in stummer Unterwerfung vor der Gerechtigkeit und der Wiedererstattung Gottes zu beugen. Der Fremde findet schließlich den Ausweg, der materiellen Noth der Seinen dadurch abzuhefen, daß er seiner Tochter sein verschlossenes Taschenbuch mit dem darin enthaltenen Gelde; gibt mit der Weisung es am nächsten Morgen dem Kreisrichter auszuhandeln und dann zieht er sich zu seinem Zimmer zurück.

Wie der ältere Bruder in seiner entsetzlichen Noth und der seinen Lieben drohenden Gefahr mit dem thierischen Instinkt kämpft, den Fremden selbst durch Mord seines Geldes zu berau-

ben; wie die Schicksalsmächte ihr Spiel mit ihm und ihn bis zum Stande der That treiben, und wie Gottes Hand (die, wie er glaubte, nichts für diese Welt thäte) ihn im letzten Augenblick vor dem Verbrechen des Brudermordes bewahrt; und des Mannes Seele gereinigt wird, muß der Roman selbst berichten.

Der Schluß der Geschichte ist ein glücklicher, glücklich in materieller und geistiger Beziehung. Der verlorene Sohn hat alle auf ihn gesetzten Erwartungen erfüllt, er hat die Thränen von aller Augen getrocknet, er hat die materiellen Bedürfnisse der Seinen befriedigt und dieselben glücklich zurückgelassen; der Preis, den er aber hat zahlen müssen, ist ein theurer gewesen. Er hat seine Lehre gelernt, die Lehre von der Sünde und ihrer Strafe. Endlich ist ihm der Sinn des Gleichnisses klar geworden. Der verlorene Sohn darf nicht erwarten, in seines irdischen Vaters Haus zurückzukehren und mit offenen Armen empfangen zu werden. Er darf nicht erwarten, seine vergangenen Mißthaten durch Ruhm, Reichthum oder selbst Blutsopfer auszuhefen zu sehen. Die Natur vergibt nicht, die Lebensgejege vergeben nicht. Dies irdische Leben ist aber nicht alles. Es gibt ein anderes, in dem die Neue alles wieder gut macht, indem Gottes Engel über die Wunde und gereinigte Seele frohlocken.

Die letzte Scene spielt auf den vulkanischen Bergen Islands die der Fremde auf seinem Wege zu einem norwegischen Schiff hin überschreitet, nachdem er, ohne sich den Seinen offenbart zu haben, seiner Mutter Haus wieder verlassen hat. Es ist Winter und ein gewaltiger Schneesturm hat gerade gewüthet. Während der Fremde den Gebirgspfad hinanstiegt, hält er von Zeit zu Zeit inne, um zurückzublicken und zu lauschen. Der schwache Klang der Kirchenglocken dringt zu ihm empor, und er sieht drunten im Thal die Heimath liegen, die er nun für immer verlassen hat. Er hat Glück und Liebe, warme Beglücktheit hinter sich gelassen, denn darin besteht die Genugthuung, die er den von ihm geschädigten Seinen gegeben hat, und nun geht er als Sühnopfer gegen Gott allein und von allem entböhrt und ungeliebt von dannen. Ehe er dessen gewahr wird, ist er am Fuße des Gletschers angelangt, das einzige lebende Wesen in einem weiten Umkreis von weißen, schweißsamem Vergluppen. Inmitten dieser östlichen, schauerlichen Umgebung offenbart sich ihm zum ersten Male die Aufgabe des Lebens, die Bedeutung des Todes. Die Aufgabe des Lebens ist Billigkeit, und die Bedeutung des Todes ist, jüdischen, reumüthigen Seelen die Vergebung zu bringen, die die Welt nicht gewähren kann. „Dann also Dank Gott für das Leben; aber Dank Gott ebensoviele für den Tod! Willkommen das Leben, solange es währt! Willkommen der Tod, wann immer er kommt!“

In diesem Augenblick völliger Ergebung in den Willen des Allmächtigen ist sein Werk beendet und nimmt Gottes Hand ihn von hinnen. Ohne es zu bemerken, ist er vom Gebirgspfad abgekommen, als das vulkanische Feuer im Schooße der Berge die Lawine herabbringt. Er sieht und hört und fühlt sie nicht. Er ist sich des physischen Endes nur durch die geistigen Sinne (wie man sie nennen möchte) bewußt; durch die Empfindung einer himmlischen Musik, eines blendenden Lichtes, eines Fluges gerade in die Strahlen der Sonne hinein; durch die Empfindung vom Anbruch des Tages des jüngsten Gerichtes, des Abschlusses dieser Welt, wie er zwischen den Geringsen und Demüthigen kniet, durch die Empfindungen befehlener, kürzerer Athemzüge; durch die Empfindung einer überwältigenden Gegenwart. Die Musik stirbt ab, und in die Stille hinein ertönt eine Stimme: „Denn dieser mein Sohn war todt und ist wieder lebendig geworden, war verloren und ist wieder gefunden!“

Erbswurst ♦ Suppen ♦

Hohenlohe

Kinder-Hafer-Mehl.

Weltberühmt und vorzüglich bewährt,
Harrert Seb. Kneipps

Brust- und Blutreinigungsthee,
Spitzwegerich und Hustenbonbons,
haben: **Kneipp-Haus, nur 59 Rheinstr. 59.**
Telefon 3240.

Trikottailen,

Damen-Westen, Schulterkragen,
Reformbeinkleider,

größte Auswahl, billige feste Preise

L. Schwenck, Mühlgasse 13.

Hamburger Zigarren-Haus,

Wiesbaden, Westrigstraße 21,
Mainz, Schillerstraße 46.

Empfehle meine Spezialitäten in nur Hamburger
Zigarren aus garantirt rein überseeischen, reifen
Tabaken.

Bei Abnahme von 500 Stück Fabrikpreise.

Durch langjährige Thätigkeit in der Zigarren-Fabrikation, bin ich
als Fachmann in der Lage, den verewntesten Raucher
in jeder Beziehung zufrieden zu stellen.

Eduard Schäfer.

Patente etc. erwirkt

Ernst Franke, Ctr.-Ing.
Bahnhofstr. 10

*) Roman von Th. S. Hall Gaine. 2 Bände broschirt 6 A. Gebunden in 1 Bd. 7 A. Geschmadvoll ausgestattet, 672 Seiten. Verlag von S. A. Ludwig Degener, Leipzig.

2. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 277.

Samstag, den 26. November 1904.

19. Jahrgang.

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Humoristische Bibliothek Provinzmädel. Band X (Schlußband) „Kerfens Ebenbild“ von Felicitas Roje (Verlag von Wich. Bong, Berlin W. 57, Preis 1 M.). In einem von sonnigem Humor und echt deutscher Gemüths-tiefe erfüllten reizenden Schlußbande, den wir getrost als die Krone der ganzen humoristischen Bibliothek bezeichnen dürfen, findet Felicitas Rojes Provinzmädel gerade noch rechtzeitig zum Weihnachtsfeste seinen Abschluß, um viele Tausende von Freunden und Freundinnen in den weiten deutschen Gauen mit seinem herzigen und erfrischenden Lachen unter dem strahlenden Lichterbaume zu beglücken.

Das ABC des Hauswesens. Praktische Winke und Rathschläge für Frauen und Lächer von Gertrude Klar. Preis in feiner, gediegener Ausstattung nur 1 M. Schönbacher Verlag in Stuttgart. Wie man die mannigfachen Schäden, Flecken, Brüche, Risse etc. im Haushalte durch die richtige Anwendung einfacher Hausmittel, erprobter Rezepte, erfahrener Rathschläge auf das Beste und zweckmäßigste heilt, wie man die meisten Einrichtung- und ständigen Gebrauchsgegenstände durch angemessene Pflege fast mühelos erhält, wie man sie reinigt und mit geringen Kosten wieder auffrischen kann etc. etc., das alles sagt uns prompt und sicher, in hübscher Form und durch zuverlässigen Inhalt, diese vorliegende, ebenso reichhaltige wie zweckdienliche und als nützliches Geschenkbuch für den Weihnachtstisch äußerst empfehlenswerthe Novität.

Wissen wir unsere Speisen salzen? Es ist durchaus noch nicht erwiesen, daß wir notwendigerweise unsere Speisen salzen müssen, obgleich in allen Säften und Geweben unseres Körpers Kochsalz sich in ziemlicher Menge vorfindet. Verschiedene Indianerstämme Nordamerikas verzehren das Fleisch ohne Salz, aber nicht etwa, weil sie dasselbe nicht kennen, sondern weil ihnen das Wasser fehlt, um den Durst zu löschen, den das Salz hervorruft. Und die Damaras im südwestlichen Afrika nehmen niemals Salz zu sich, und selbst Europäer, welche jene Gegenden bereisen, empfinden den Mangel desselben nicht. Ebenso genießen viele Völker in Sibirien ihre Mahlzeiten ohne ein Körnchen Salz. Welt über das Kochsalz überall in der Natur vorkommt, auch da, wo kein Salzager oder Quellen vorhanden sind, so ist es auch in allen unseren Nahrungsmitteln, die wir zu uns nehmen, selbst in der Milch, in einem völlig hinreichendem Maße enthalten. Da das Kochsalz auch einen Bestandteil des Blutes bei Tieren ausmacht, die nicht direkt Kochsalz fressen, so mag es immerhin ein notwendiger Baustoff unseres Körpers sein, aber damit ist noch nicht bewiesen, daß wir unsere Speisen direkt salzen müssen. Daß das Salzen eine unumgängliche Notwendigkeit sei, will man auch damit beweisen, daß man im Innern Afrikas keinen kostbareren Schatz kennt, als das Salz, das dort im Tauschverkehre geradezu die Stelle des Goldes vertritt und mit Gold aufzuwiegen werde. Diese Tat-

sache befindet aber gerade das Gegentheil. Schon Mungo Park berichtet, daß bei den Negerstämmen im Innern Afrikas der Ausdruck: Er wärzt seine Speisen mit Salz, gleichbedeutend sei mit: Er ist ein reicher Mann. Aber selbst Wohlhabende bedienen sich des Salzes nur an besonderen festlichen Tagen. Wenn man aber sieht, wie Leute jahraus jahrein täglich ihren Schanden noch überdrehen mit Salz und Pfeffer kränzen oder ihr gekochtes Schweinefleisch in Salz umwenden und dann verzehren, so ist das übertrieben. Daß wir mit dem Salzen überhaupt des Guten zu viel tun, läßt sich schon an der übertriebenen Eile erkennen, aus welcher unser Körper bemüht ist, das Salz wieder los zu werden. Alles, was unser Körper ausschleidet, ist Kochsalzhaltig, sogar der Schweiß und die Tränen. Wenn wir einen förmlichen Hunger nach Kochsalz empfinden, wo wir's entbehren müßten, so ist das nur ein Beweis für die Macht der Gewohnheit und nicht für die Notwendigkeit des Salzgenusses. Von der unbedingten Notwendigkeit des Salzgenusses bleibt nichts weiter übrig, als daß es, wie bei den Gewürzen, die Verdauung befördert; und ebenso wie zu viel Gewürz, wirkt auch zu viel Salz schädlich.



Alte Traditionen im japanischen Heere. Der alte Geist der Ritter lebt noch in den modernen japanischen Heere fort und kommt in Anschauungen und Gewohnheiten zum Ausdruck. Der Eindruck, den die heutigen japanischen Offiziere machen, wurde von einem englischen Marineoffizier, der kürzlich aus dem fernen Osten gekommen war, folgendermaßen charakterisiert: „Vorwiegend kleine Büschel, immer bei der Sache, immer begierig, etwas hinzuzulernen. Das einzige Bedenkliche an ihnen war, daß sie, wenn sie dachten, daß man nicht darauf achtet, Dinge „aufschnappen“, die man ihnen nicht gezeigt hatte, und versuchten, das Geheimnis herauszubringen.“ Wenn die japanischen Offiziere dieses Urteil gehört hätten, hätten sie alles daran gesetzt, eine solche zweifelhafte Meinung von sich abzuwälzen, denn in den Traditionen des japanischen Wehrstandes gilt die Ehre mehr als das Leben. Bushido, ihr Ehrenkodex, war die Religion der Samurai. Wörtlich übersetzt bedeutet Samurai Pfad des kämpfenden Ritters, die Wege, die der Streiter sowohl in seinem täglichen Leben, wie in seinem Verufe zu wandeln hat. Mit dem Untergang des feudalen Systems im Jahre 1870 und nach dem Edikt, das das Tragen von Schwertern verbot, hörte die Samuraiskaffe, die ritterliche Klasse zwischen Adligen und Plebejern, als getrennte Klasse auf zu existieren. Die Samurai gingen Mischheiraten mit den Plebejern ein und ließen sich in Handelsunternehmungen ein. Bushido konnte sich in einer demokratischen Atmosphäre nicht aufrecht erhalten. Jeder Japaner, gleichviel ob adlig oder plebejisch, muß jetzt seine Zeit in der Armee dienen. Die Offiziere sind nicht mehr eine geschlossene Klasse, und jedem steht die militärische Beförderung

offen. Doch es geht in Japan wie in Europa — hauptsächlich rekrutieren sich die meisten Offiziere aus einem bestimmten Kreise; in Japan ist der Samurai noch immer Samurai trotz der Edikte und der Verfassung. Im Inneren ihres Wesens sind die Bushido-Traditionen noch lebendig. Die Samurai begannen ihre Übungen schon im zartesten Alter; als Kinder noch wurden sie unter völlig fremde Gesandt, um Vorkosten auszurichten; sie mußten vor Sonnenaufgang aufstehen und mit bloßen Füßen in der Winterkälte zu ihren Lehrern gehen. Kleine Jungen mußten Hinarichtungen mit ansehen und wurden nachts allein an diese Stätte zurückgeschickt, wo sie ein Zeichen auf dem abgeschlagenen Kopfe zu machen hatten. Sie wurden gelehrt, daß ein Samurai auch den Hunger ertragen mußte. Selbstbeherrschung, Mut, Tapferkeit und Gehorsam waren die Haupttugenden. Jeder Samurai sah es als offenkundige Pflicht an, sich für seinen Herrn zu opfern. Miyazane, einer der hervorragenden Charaktere der japanischen Geschichte, wurde aus der Hauptstadt verbannt, und die Feinde wollten seinen Sohn töten. Dieser war in einer Dorfschule verborgen, die von Gengo, Miyazanes Vasallen, gehalten wurde. Gengo hatte sofort die Idee, einen Stellvertreter für den Gedächtnis zu schaffen. Ein neuer Schüler vom selben Alter und Aussehen wie der Gedächtnis wird angegeben und enthauptet; die Täuschung wird nicht entdeckt, und als der Vater des armen Knaben heimkehrt, sagt er: „Armer Didi, mein Weib, unser lieber Sohn hat seinem Herrn einen Dienst erwiesen.“ Der Samurai wird im Geheimen, „Iizutsu“ (Angriff mit der Faust, der den Feind betäubt), Reiten, Speerübungen, Taktik, Schießschreiben, Ethik, Literatur und Geschichte unterrichtet. Die Unterrichts des Geistes galt für ein Zeichen guter Erziehung. Der Samurai mußte Beleidigungen verzeihen, gleichwohl seine Ehre heilig halten und verteidigen. Das Schwert war die Seele des Samurai und der Schmied arbeitete daran, als ob er heilige Riten erfüllte. Unter bestimmten Umständen war Selbstmord die strengste Pflicht und für dessen Vollziehung ein kunstvolles Zeremoniell festgelegt. Infolgedessen stürzten sich heilighütende Jünglinge aus Gründen, die keineswegs stichhaltig waren, in den Tod, wie Insekten in das Licht. Obgleich Bushido mit seinem seltsamen Gemisch von Spartanerthum und Donauhölzerie nicht mehr als System anerkannt wird, so ist sein Geist noch lebendig, und dies mag der Grund sein, weshalb das japanische Volk so kriegerisch ist und so fest an seinen Erfolg glaubt.

Eine sehr originelle Neuheit ist im Verlage von August Beil in Stuttgart unter dem Titel „Was spielen wir während der Reise und dabei?“ erschienen. Ein gefällig geschätzter, in Taschenformat zusammenfaltbarer Spielplan aus Poppe wird durch Klammern in sinnreicher Weise breittartig steif gemacht, so daß er während der Eisenbahnfahrt über die Knie der Reisenden gelegt den schönsten und besten Spieltisch abgibt, auf dem alle möglichen Karten- und andere Spiele bequem ausgeführt werden können. Schön ausgestattet repräsentiert sich diese ganz aparte Neuheit als ein äußerst ansehnliches Festgeschenk für jedermann und kann für den billigen Preis von nur 1.20 M. direkt vom Verlag sowie durch alle Buch-, Papier- und Spielwarenhandlungen bezogen werden.

Gehen Sie mit

dem Gedanken an, sich ein chices, gut gearbeitetes elegantes Kleidungsstück zu kaufen, so gehen Sie

zu Ernst Neuser

Kirchgasse 28 Wiesbaden Fernsprecher 3015

Sie finden dort in unübertroffen grösster Auswahl zu konkurrenzlos billigen Preisen

Herren-Anzüge	von 8 ⁵⁰ —58 Mk.	Burschen-Anzüge v.	6 ⁵⁰ —30 Mk.
Herren-Paletots	„ 10—65 „	Kinder-Anzüge	„ 2 ⁵⁰ —25 „
Herren-Lodenjoppen	„ 4 ⁵⁰ —35 „	Kinder-Lodenjopp. v.	2 ⁵⁰ —10 „
Herren-Hosen	„ 2 ⁵⁰ —18 „	Kinder-Capes	„ 3 ⁵⁰ —15 „
Herren-Capes	„ 6 ⁵⁰ —24 „	Kinder-Leibchen-Hosen v.	60 Pf. an

Cravatten, Kragen
Manschotten, Serviteurs
staunend billig.

Elegante Anfertigung nach Mass unter Garantie.



* Tägliche Unterhaltungsbeilage des „Wiesbadener General-Anzeiger“. *

Nr. 277.

Samstag, den 26. November 1904.

19. Jahrgang

Gesucht und gefunden.

Roman von H. von Gersdorff (Baronin Matkaha).

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Ich wartete eine Weile, aber er kam nicht zurück; wahrscheinlich sah er schon bei Rose, am Ramin unten, wie immer um diese Stunde und hatte nur vergessen, die Lichter auszulöschen. Dort mochte ich ihn aber nicht aufsuchen und war eben im Begriffe, nach meinem Zimmer zu gehen, als mir die Male die Treppe herauf entgegenleuchtete und leise mit höchst wichtiger Miene mir zuraunte:

„Ein Brief für den gnädigen Herrn. Der Herr Lehrer hat ihn selbst abgegeben.“

„Der Herr Lehrer aus Lubmitten?“ fragte ich verwundert.

„Ja, doch! Wo dem Hannchen ihr Vater ist.“

Mir ging ein Licht auf und kein angenehmes. Dieses Weib war nicht nur zu mir gekommen in ihrer Seelenangst um ihre unschuldige Pflegebefohlene sondern in der Vermuthung, ich könne meinen Auftrag an meinen guten Freund nicht nachdrücklich genug besorgen, war sie auch noch zum Vater des Mädchens gelaufen und hatte wahrscheinlich eine sehr häßliche Geschichte eingedelt.

In dem Briefe schrieb der Lehrer:

„Euer Hochwohlgeboren möchte ich hiermit die ergebenste Bitte aussprechen, mich morgen, Sonntag, mit Ihrem werthen Besuche beehren zu wollen. Es handelt sich um eine schwerwiegende Angelegenheit, in welcher ich mir erlauben möchte, Euer Hochwohlgeboren um Ansicht und Meinung zu bitten. Ich würde persönlich nach Billfallen gekommen sein, habe aber entscheidende Gründe, dies nicht zu thun, die aus eben dieser Angelegenheit resultiren.“

In der Gewissheit, keine Fehlbite an Sie zu richten, bin ich Mit vorzüglicher Hochachtung

Euer Hochwohlgeboren ergebenster

Rudolf Scheriladen, Lubmitten.“

Das liegt ja nun vollkommen klar: Die Male hatte das Ihrige gethan und der Lehrer wollte mich nun nach meines lieben Freundes ersten Absichten usw. fragen!

Höchst peinlich für Schmidt, denn da kann ich mich nicht hineinmischen. Das muß er selbst besorgen, werde ich ihm morgen sagen.

Morgen ist mein letzter Tag hier. Ich wollte, es wäre erst überstanden.

Nachts 12½ Uhr.

Ich bin halb von Sinnen von überhasteter Aufregung. Ich kann's nicht fassen, und mir ist, als habe ich geträumt. Niemen gehabt, und ich sehe eine Wahrheit, ich fühle sie. Ich weiß sie, die ich nicht für denkbar hielt. Draußen eine Schneenacht. Das alte Haus bebte und ächzte förmlich unter den wuchtigen Stößen des Sturms, die Fenster klirren, und aus dem Port kommt ab und zu der Angstschrei eines verflatterten Nachtvogels. Ich hatte nach einem sehr ungemüthlich verbrachten Abend, von schweren leidvollen Gedanken erfüllt, früher als sonst mein Zimmer aufgesucht. Ich ging eine Weile auf und nieder, um Ruhe zu finden, an Schlaf war nicht zu denken, und lauschte dem Vie-

des Sturmes, diesen prachtvollen ersten Rhythmen und schweren Akkorden, dabei mit ordentlichem Angstgefühl an Geräusche und Disharmonien Berlins zu dieser Nachtstunde gedenkend, das bald wieder helfen würde, mich in den alten Kampf mit Nerven- und Seelenleben zurückzubringen.

Um diesen Gedanken zu entfliehen, fing ich an, meine Koffer zu packen, gab auch das unvollendet wieder auf, und mir fiel ein, ob es nicht das Beste wäre, noch heute Abend Schmidt in seinem Zimmer zu überfallen und die Unterredung, die ich für morgen geplant, schon heute zu suchen. Es sprach sich ohnehin gut für mich in der Nacht.

Es war 11 Uhr vorbei. Im Hause alles still. In dieser Stunde waren die Bewohner des Billfaller Herrenhauses schon in ihren Zimmern. Ich nahm mein Licht, um die Treppe hinauf zu gehen, wo Schmidts Schlafzimmer neben dem Atelier-Raum lag.

Raum hatte ich meine Thür hinter mich ins Schloß gedrückt, als auch schon Zugwind mir die Beleuchtung ausblies und bemerkte, daß von unten aus dem Flur ein heller, unstät flackernder Lichtschein über die Treppe fiel.

Was war das? Woher konnte es kommen? Das Haus schlief ich hatte Schmidt schon längst heraufkommen hören. Es war nahe an Mitternacht.

Einen Moment wunderte ich mich, dann fing mein Herz an, in wilden Schlägen zu klopfen. Der Lichtschein konnte nur aus dem Schlafzimmer Herrn Conrads kommen, das abseits von den Schlafgemächern lag. Ein seltsames Gefühl brühte mir die Kehle zusammen: Du mußt hinunter, du wirst dort unten Wahrheit und Klarheit über alles vielleicht finden.

Mitten auf der Treppe, die nach der Flurhalle führte, hielt ich jählings an und blickte in die Halle hinunter, ohne mich zu rühren. Was ich sah, war nicht für meine Augen bestimmt, aber ich konnte sie nicht davon abwenden. Die Thür zum Herrn Conrads Zimmer stand offen. Der Raum war von den noch glimmenden Holzschnitten im Ramin mit düsterrothem Schein erfüllt. Irgendwo kam gelblicher Lichtschimmer einer Kerze.

In diesem stand vor geöffnetem Bücherschrank eine hohe Frauengestalt im weißen, langen Nachtleibe, aus dessen Spitzen sich in unbeschreiblich schöner Form der schönste Hals hob, den ich je gesehen zu haben glaubte — Rose Conrad! Noch halbgerollt, aber der Nadeln entledigt, fiel schwer, wie eine dicke goldene Schlange, der sich auflösende Haarnoten, über ihre Schulter, bis fast zum Knie, das Gesicht halb verhüllend, wie sie es über das Titelblatt eines Buches beugte, das sie in der Hand hielt — jezt hob sie das Gesicht — es war von Thränen überströmt, und mit einer eigenthümlich andächtigen Bewegung drückte sie das Buch an ihre Brust.

In diesem Augenblick ertönte das dumpfe, drohende Anurzen des Leonbergers vom Raminenteppich her. Er witterte mich und hatte mich im nächsten Augenblick wahrscheinlich mit drohendem Wollen gestellt und verrathen, wenn nicht ein halblautes „Ruhig! — Leo!“ ertönt wäre. „Wirst du wohl das ganze Haus aufweden! Komm, komm her mein guter, lieber Leo —“

so — so — sie legte die Hand auf den mächtigen Kopf in zärtlicher Lieblosigkeit, während er, diese erwidern, den gelben Pelz an ihre Gestalt drängte und sich ein wenig hochrichtend, sie erstarrt fragend in die weinenden Augen zu sehen schien — „nein, du! Du verstehst sie nicht“, hauchte die sanft gebrochene Stimme weiter — „die arme, dumme Rosa — mein einziger, lieber Leo — und du ahnst gar nicht, wie gut, wie ewig gut sie dir ist — mit ihrem ganzen Herzen gut — ja mein Leo“ — und sie streichelte ihn und streichelte ihn, und große helle Tropfen fielen aus ihren Augen auf seine schwarze Nase und er legte sie zärtlich ab: — „so, nun leg dich wieder — und schlaf! — — Schlaf gut — mein Leo — du kannst ja“ — — Sie brach seufzend ab und nahm das Licht und das Buch, es war: „Der sonderbare Mensch“ von mir!

Jetzt wurde die Situation häßlich für mich. Wenn sie durch den Flur nach ihrem Zimmer zurückging und nur einen Blick nach der Treppe hinauf that. Meine Stirne feuchtete sich, mein Herz schlug, als habe ich ohne Bewußtsein einen Kirchenraub verübt und sähe die Entdeckung kommen in namenloser Angst —

Leo aber rettete mich. Er ließ sich, schien es, die Ueberzeugung nicht rauben, daß seiner Herrin Gefahr drohe, daß ein Räuber im Hause sei. Gewaltig drängte er hinter ihr durch die Thür und schlug ein so dröhnendes Gebell auf, daß ich mit seinem Satz, drei Stufen zumal nehmend, um die Biegung der Treppe verschwinden konnte, ehe das erschreckte Mädchen mich bemerkt hatte. Wie er mir nachsetzte! Die Stufen trachten unter ihm, aber er erreichte mich nicht, ehe ich meine Zimmertür hinter mir schloß und eilig verriegelte. Er wäre imstande gewesen, die Klinke niederzuschlagen und den schrecklichsten Argwohn vielleicht gegen mich wachzurufen.

Rasch wurde er nun still, hatte sich augenscheinlich überzeugt, daß ihn seine ohnehin nicht sehr starke Witterung dieses Mal getäuscht und keine Gefahr vorhanden sei.

Ich hörte ihn langsam die Treppe hinuntertapfen. Jetzt ein dumpfes Thürschließen — dann tiefe, nächtliche Stille im Hause. Nur der Sturm trieb noch sein wildes Spiel, und die Bäume ächzten und schüttelten sich wie in Todesangst.

Ich ging nicht zu Bett, ich las auch nicht. Ich saß am Fenster und sah lange, lange in die Nacht hinaus — — „Schlaf — schlaf gut, mein Leo — du kannst ja“ —!

Auch der hellste, strahlendste Kerzenglanz hält nicht stand vor dem fahlen Grau des Morgenlichtes. Er wird dumpf und klein. So geht's auch oft mit gewaltigen Erregungen des menschlichen Herzens: Abends ein gar hell und wild lobendes Flammenmeer, das alles andere verzehren will und morgens im besten Fall ein stetig brennendes Feuer, ein Lichtschein für eine Strecke Weges.

So ging es auch mir, als der graue, kalte Wintermorgen in mein Fenster sah. Ich hatte vergessen, die Vorhänge niederzulassen, und sah nun bei zeitigem Erwachen, nach kurzen Stunden Schlafes, die sich regenden und sich schüttelnden Kronen der Bäume, gegen den wolfigen, weißgrauen Himmel.

Es stürmte nicht mehr, aber es war immer noch recht windig, schien es. Der Regen hatte aufgehört.

Was sollte ich nun eigentlich thun? War die Szene, die ich heute Nacht beobachtet, zwischen Rosa Conrad und dem Hunde Leo, von wirklicher Bedeutung für den Menschen Leo? Sollte ich nun meinem heißen Wünsche einfach nachgeben und Schmidt und nachher ihr erklären, daß ich mich mit dem Köter identifiziere und sehnüchtig auf den Ruf der geliebten Stimme warte: „Hierher! Leo!“ — um mich der Herrin zu Füßen zu legen?! Zunächst würde mir wohl ein Spaziergang gut thun. Auf das Familienfrühstück verzichtete ich heute. Es wäre mir eine Pein gewesen, jetzt Rosa und Schmidt gegenüber sitzen zu sollen, um vielleicht wieder ganz und gar, von der traumhaften Nichtigkeit meiner nächtlichen Wahrnehmung überzeugt zu werden.

Ich wollte erst einmal hören, was der Lehrer, „wo dem Hannchen ihr Vater ist“, mir zu sagen hat. Wer wußte, ob dies nicht auch für mich entscheidend war. Ich traf den Lehrer in dem Zimmerchen der Postagentur, die er zu verwalten hatte; auf dem mit Briefen, Zeitungen und grauen Beuteln bedeckten Tische, brannte noch die kleine Petroleumlampe, denn es war recht dunkel in dem überheizten Raum, dessen winterliche Morgen-Atmosphäre, dieser Geruch von Abenddunst, Petroleumlad und der noch kalten, erdigen Luft, welche die Briefträger, die eben abgefertigt worden waren, darin gelassen, mir eigenthümlich wieder brüllend auf die Nerven fiel.

„Sie wünschten mich zu sprechen, Herr Scherlladen!“ begann ich nach kurzer Begrüßung, und sah mich nach einem Stuhl um.

„Ja — Herr von Elsbach“, sagte er, sein blaßes Gesicht mit den hellen, ersten Augen hinter funkelnden Brillengläsern, mir mit einem prüfenden Ausdruck zuwendend, einem Ausdruck, der mich sofort an längst entschwundene Schulknabenzeit eri-

nete, wo ich auch vom Lehrer gewünscht worden war, aber freilich in meinen Angelegenheiten, die sich nicht im befriedigenden Zustande befanden. Auch dies, etwas bellommene Gefühl überkam mich, in lächerlicher Weise, jetzt, als der Lehrer, nach dem ich mich neben dem Schreibtisch niedergelassen hatte, sich mir gegenübersehte und ein auf der Platte liegendes Lineal in die Hand nahm, leicht damit gegen die Knöchel seiner linken Hand klopfend.

„Wenn es Ihnen recht ist, wollen wir unser Gespräch hier führen. Wir sind hier zurzeit ganz ungestört. Zunächst meinen herzlichsten Dank, daß Sie meine Bitte erfüllt und sich zu so angenehmer früher Stunde herbemüht haben“, sagte er mit ganz demselben sanft dozierenden Ton, der aus meiner fernen Knabenzeit herüberkante und mit dem die Einleitung zur Besprechung unstatthafter Handlungen damals zu beginnen pflegte, um mich verständigerweise nicht einzuschüchtern und, wenn möglich, die Wahrheit von mir ohne Aufenthalt zu erfahren. Ich versicherte, daß auch ich ernste Erörterungen, am liebsten früh am Tage erlebte und bat ihn, die Lampe zu löschen, die in den letzten Bügen so angstvoll flackerte, daß ich ein unangenehmes Nimmern vor den Augen bekam und zugleich den dringenden Wunsch, das Postdienstzimmer möglichst bald zu verlassen.

„Erlauben Sie, daß ich sogleich den Kern der Sache berühre, ohne weitere Vorreden und Entschuldigungen, wie sie vielleicht der Höflichkeit entsprächen, vorangehen zu lassen.“

Ich verbeugte mich einverstanden.

„In Willkallen befindet sich als Gast des Herrn Conrad seit einiger Zeit ein Maler, Herr Schmidt, ein Freund von Ihnen?“ (Mit sehr ernst fragendem Ausblick.)

„Sicherlich ein sehr guter Bekannter“, sagte ich mit Nachdruck.

Er nickte und zögerte einen Moment, ehe er fortfuhr.

„Ich möchte nun eine Entschuldigung vorausschicken, daß ich Ihr Interesse, Ihre Zeit so ohne weiteres in Anspruch nehme, denn ich sehe Ihnen Verwunderung und Ungebuld an. Ich spreche als Vater meines einzigen lieben Kindes zu Ihnen und bitte als solcher, mir gütigst Auskunft geben zu wollen über Herrn Schmidt, seinen Charakter, seine Verhältnisse. Ich bin in einer sehr, sehr schwierigen Lage. Ich möchte um alles in der Welt meiner Tochter gegenüber kein Unrecht thun, ihr ein so großes Glück versagen, nur, weil es so ungemöhtlich ist, daß mich die heftigsten Zweifel und Besorgnisse erfassen an der soliden, vertrauenswerthen Basis dieses Glücks. Sie nehmen mir diese Bemerkung nicht übel, Herr von Elsbach, denn Sie sollen keineswegs für Ihren Freund speziell gelten, sondern im allgemeinen nur meine, durch Lebenserfahrung gewonnenen Ansichten ausdrücken. Ich kann mich zu dem freudigen Glauben nicht aufschwingen, daß zwei so verschiedene Lebenskreise und Schicksalsläufe, Familienbeziehungen und anderes mehr, wie die meines Hannchens und des Herrn Maler Schmidt, sich in glücklicher Weise verneinen lassen sollten zu einem gemeinsamen Leben und Streben“ —

Er stockte und fuhr sich mit der Hand über das spärliche Haupthaar, einen so ernst bittenden Blick auf mein wohl etwas sehr verblüfftes Gesicht heftend, daß ich diesen Blick wie eine Beschämung, wie eine Mahnung an meine Selbstlosigkeit und Menschenliebe auffassen, die mir gebieten mußte, jedes andere Gefühl zu unterdrücken und nach bester Kraft die rührende und so berechtigte Sorge dieses einfachen Menschen und Vaters um sein Kind zu theilen und wenn irgend möglich zu zerstreuen, d. h. ihm Gewähr leisten für das Glück seiner Tochter, soweit dies in meiner Macht stand. Und doch war es mir fast unmöglich, mein Gesicht nicht zum Vortritt meiner ersten Zweifel, meiner direkten Befürchtung eines hier waltenden, ungeligen Mißverständnisses werden zu lassen, denn der Mann ließ seine Blicke so fest und Wahrheit fordernd jetzt darauf haften, daß ich die höchste Pein empfand und nicht anders konnte, als diesem fragenden Ansehen mit meinen Augen auszuweichen.

„Sie wollen sagen, daß Herr Schmidt als — als erster Bewerber um die Hand Ihrer Tochter bei Ihnen aufgetreten ist?“ fragte ich langsam und fühlte, daß mein ganzer, ungeheurer Unglaube schon in meiner doch ganz innig erscheinenden Frage liegen mußte. Hörte ich doch ganz genau und bestimmt Schmidts Frage, ob er um Rosa Conrad werben dürfe. Und, wenn sie auch wirklich mich gemeint haben sollte mit jenem innigen: „mein einziger, lieber Leo, du weißt ja gar nicht, wie gut sie dir ist!“ — so würde das immer ein furchtbar trauriges Mißverstehen von Schmidts „Absichten“ betreffend Hannchens nicht ausschließen.

(Fortsetzung folgt.)

Denkspruch.

Ein Freundesherz ist ein so seltner Schatz,
Die ganze Welt deut nicht dafür Ersatz;
Ein Kleinod ist's voll heil'ger Wunderkraft.
Das nur bei festem Glauben Wunder schafft —
Doch jedes Zweifels Hauch trübt seinen Glanz,
Einmal zerbrochen, wird's nie wieder ganz.

Bodenstedt.

Die Erziehung zum „Guten Ton“ in der Kinderstube.

Von W. Schönan.

(Nachdruck verboten.)

Wie oft begegnet man im Leben wirklich bedeutenden Menschen mit ausgezeichneten Charaktereigenschaften und reichem Wissen, die aber dennoch in der Gesellschaft keineswegs die Rolle spielen, zu der sie berechtigt wären, und sehr oft durch allerhand gesellschaftliche Mißgriffe Anstoß erregen. „Ihm fehlt die Kinderstube“, pflegt man dann wohl von solchem Menschen zu sagen, und damit den Nagel auf den Kopf zu treffen.

Ja, die Kinderstube, das Familienleben, das ist nun einmal der Boden, in dem die innere und äußere Bildung des Menschen wurzelt, und Aufgabe der Eltern, insbesondere der Mutter, ist es, diesen Boden auf das sorgsamste zu pflegen.

Hier empfängt das Kind die ersten, bleibenden Eindrücke, sozusagen die Grundlage der Erziehung, nicht nur für das Haus und die Schule, sondern in vieler Beziehung auch für die Welt.

Einem Kinde, das von frühester Jugend an zu guten Umgangsformen erzogen wird, gehen diese in Fleisch und Blut über und geben ihm als erwachsenen Menschen jene vielbewunderte, weltmännische Sicherheit, die es ihm erlaubt, sich auch in der vornehmsten Gesellschaft frei und unbefangen zu bewegen.

Jede einsichtsvolle Mutter sollte deshalb schon so früh wie möglich mit der Erziehung des Kindes in diesem Sinne beginnen und nicht denken: „Es ist ja noch so klein, das Erziehen zu guten Manieren kommt später noch zurecht!“

So lächerlich es klingen mag, Tatsache bleibt es doch, daß bereits der Säugling zu guten Manieren, das heißt zu der Gewöhnung an eine gewisse Ordnung bei Schlaf und Nahrungsaufnahme, zur Bekämpfung des Eigensinns erzogen werden kann. Besonders das letztere ist ein Hauptfaktor bei der Erziehung zu guten Sitten, denn worin besteht hauptsächlich die Tugend eines wohlerzogenen Menschen? In einem fortwährenden Aufgeben kleiner Eigenwünsche zu Gunsten anderer, in steter Rücksichtnahme auf nahe oder ferne stehende Menschen, zu der uns die Verkettung von Umständen, irgend welche Lebensverhältnisse zwingen, ganz gleich, ob die Triebfeder Liebe, Klugheit oder Berechnung heißt.

Schon im Stechkitzen sucht der kleine Weltbürger seinen Willen durch heftiges Geschrei durchzusetzen, und wehe der Mutter, die nachgibt. Sie erzieht sich dadurch einen Tyrannen. Wer sein Kind liebt, darf es nicht verwöhnen, denn jede Verwöhnung rächt sich im Leben, und zwar an beiden Teilen.

Die nächsten Worte, die einem kleinen Kinde nach den ersehnten „Mama“ und „Papa“ gelehrt werden sollten, sind „bitte“ und „danke“. Ein Kind muß um alles bitten, für alles danken lernen, aber nicht nur gegenüber den Eltern, sondern ohne Unterschied des Alters und Standes gegen jedermann. Das Hauptaugenmerk ist auf den Ton zu legen, der zwischen Geschwistern und zwischen den Kindern und

den Dienstboten herrscht. Das ist oft eine böse Klippe, die zu umgehen großes Taktgefühl von Seiten der Mutter erfordert. Die Kinder sollen untereinander lieblich verkehren, kleine Händel selbst schlichten lernen und jedes Angeben und Klatschen vermeiden. Nur wenn es sich um einen ernsten, folgenschweren Streit oder ein größeres Vergehen eines der Geschwister handelt, muß die Autorität der Eltern angerufen werden; doch darf das keinesfalls in gehässiger Weise geschehen. Klatschereien über die Dienstboten sollten nicht geduldet werden, das sehen diese für Spionage an und lassen es die Kinder entgelten. Der namentlich von halbwüchsigen Kindern gern geübte Befehlston und das „Sich-bedienen-lassen“ müssen strengstens gerügt werden.

Ein frühzeitiges Gewöhnen an selbständiges Ankleiden ist für die Kinder nur von Nutzen. Arbeiten, die sie selbst leisten können, sollen sie nicht von den Dienstboten verlangen, hierzu gehört auch das Aufräumen des Spielzeugs, der Schulsachen, das so gern den Dienstboten überlassen wird.

„Für jedes Ding einen Platz und jedes Ding an seinen Platz!“ Das ist eine goldene Lebensregel, die in der Kinderstube mit großen Lettern angeschrieben werden sollte. Eine regelmäßige Kontrolle der Spielschränke und Kommoden muß unbedingt stattfinden und jede Unordentlichkeit streng getadelt werden.

Auch zu peinlichster Ordnung in seinen Kleidern muß ein Kind angehalten werden. Es muß jeden Schaden an der Garderobe sofort der Mutter oder deren Stellvertreterin zeigen und um Ausbesserung bitten.

Daß ein wohlerzogenes Kind mit sorgfältig gebürstetem Haar und sauberen Händen zu Tisch kommen muß, seinen Platz hinter dem Stuhle nicht eher verlassen darf, als bis das Tischgebet gesprochen ist, oder, wo das nicht üblich, Vater und Mutter Platz genommen haben, muß ihm scharf eingeprägt werden. Ebenso, daß es den Vössel nicht mit der ganzen Hand fassen darf, Messer und Gabel manierlich handhaben und sich stets der Serviette bedienen muß.

Gute Tischmanieren gehören in erster Linie zu einer gewissenhaften Erziehung, und je früher sie anerzogen werden, desto leichter ist die Gewöhnung. Hierbei ist, wie überhaupt bei der Kindererziehung, das gute Beispiel der Eltern eine große Hauptsache. Ein bequemes „Sichgehenlassen“ in Gegenwart der Kinder rächt sich oft schwer.

Streng verboten sei bei Tische jedes vorlaute Benehmen der Kinder, das Betteln um Speisen, die für sie nicht bestimmt sind, das Liegenlassen von Speiseresten auf den Tellern, das Mäkeln am Essen, sowie jedes Schlürfen, Schmatzen und das Sprechen mit vollem Munde. Nach beendigter Mahlzeit darf das Kind erst auf besondere Erlaubnis der Eltern den Tisch verlassen und muß höflich „Gefegnete Mahlzeit“ wünschen.

Von großem erzieherischem Werte ist es, die Kinder zeitig an kleine Dienstleistungen zu gewöhnen. Einen heruntergefallenen Gegenstand müssen sie ohne Aufforderung sofort aufheben, Fußbänke, Müdentischen, Feuerzeug und Aschenbecher bei Bedarf herbeiholen. Größere Kinder, namentlich Knaben, dürfen ihre Mütter und erwachsene weibliche Angehörige in ihrer Gesellschaft niemals ein Paket tragen lassen, sondern müssen es ihnen sofort abnehmen; sie müssen älteren Leuten die Tür öffnen und hinter ihnen schließen, niemals voran oder an ihrer rechten Seite gehen. Keine Mutter sollte versäumen, derartige Aufmerksamkeiten für sich in Anspruch zu nehmen und den heranwachsenden Söhnen dadurch Artigkeit gegen Damen, namentlich Ältere, anzuerziehen.

Nie sollte es geduldet werden, daß Kinder über Erwachsene, besonders Lehrer, ohne Anwendung ihres Titels oder wenigstens von Herr, Frau oder Fräulein sprechen.

Mit einer derartigen häuslichen Vorbildung in guten Manieren werden die gefährlichen Radfischjahre der Mädchen, wie auch die berüchtigten Flegeljahre der Knaben ohne große Schwierigkeiten überwunden und der Eintritt in die Welt wesentlich erleichtert.

Ostwind.

Sie sitzen beim Mittagessen. Der kleine Hans ist von Natur aus etwas neugierig veranlagt. Nachdem er eine Zeit lang Papas Gesicht angestarrt hatte, das in den letzten Wochen eine verdächtig rötliche Farbe angenommen hatte, fragte er plötzlich:

„Papa, wie kommt das, daß Deine Nase und Dein Gesicht so rot werden?“

„Woher soll's kommen? Vom Ostwind!“ antwortete Papa etwas hastig. „Du mußt nicht so viel sprechen, Hans. Reid' mir lieber 'mal das Bier herüber.“

Und jetzt kam vom andern Ende des Tisches eine sammetweiche Stimme und sagte:

„Hans, mein lieber Junge, reich' dem Papa den „Ostwind“, aber nimm Dich in acht, daß Du nichts davon auf das reine Tisch Tuch verschüttst.“

E. Röhlitz.



Rechts- und linkshändig. Die gleichmäßige Ausbildung der rechten wie der linken Hand ist besonders in England und Amerika schon seit längerem als ein wichtiges Prinzip moderner Erziehung erkannt. In England hat sich jetzt aber auch eine Gesellschaft gebildet, die diese Erkenntnis als Grundlage zu einem neuen pädagogischen System benutzen und wirklich durchführen will. Der Sekretär derselben, John Jackson, setzt die Ziele dieser neuen Gesellschaft in folgenden Ausführungen näher auseinander: „Die gleichmäßige Geschicklichkeit im Gebrauch beider Hände wird einer der größten Fortschritte in der Erziehung sein, den man in den letzten 25 Jahren gemacht hat. Die beiden Hälften des Gehirns arbeiten unabhängig. Die linke beherrscht die rechte Hand und die rechte Hälfte die linke. Bei richtiger Ausbildung kann jeder Mensch sogar zwei Dinge zugleich tun, z. B. zwei verschiedene Briefe gleichzeitig schreiben. Unsere Gesellschaft will die Geschicklichkeit im Gebrauch beider Hände zu einem wesentlichen Zug der Erziehung machen; es ist aber natürlich nicht das Hauptziel, daß man zwei Dinge zugleich tun kann, sondern man will dadurch die allgemeinen Fähigkeiten entwickeln. Getrennt ausgebildet, werden die Hälften des Gehirns und die Hände einen viel höheren Stand der Entwicklung als jetzt erreichen, und vereint gebraucht, werden die geistigen Kräfte sehr erhöht werden. Je besser die beiden Hirnlappen sich gleichzeitig auf zwei Gegenstände richten können, um so besser können sie ihre vereinten Kräfte auch auf einen Gegenstand konzentrieren.“ Jackson hat Schreibhefte für Schüler entworfen, deren Seiten wechselnd für die linke und die rechte Hand gebraucht werden. In vielen Schulen wird bereits in diesem Sinn unterrichtet. Das mit der linken Hand Geschriebene war besonders bei sehr jungen Schülern ebenso gut wie das mit der rechten Hand Geschriebene. Das zeigt, daß die Natur beide Hände gleichmäßig im Gebrauch wissen will. Die beiderseitige Schrift ist fleil, nicht schräg. Es wird mit der rechten und der linken Hand in den Heften nicht gleichzeitig geschrieben, da das erste Ziel nur ist, beide Hände gleichmäßig auszubilden. Wie die beiden Hirnlappen unabhängig voneinander arbeiten, zeigen Arbeiten, die beide Hände gleichzeitig verrichten. Ein Mädchen schrieb z. B. zwei Briefe gleichzeitig, einen an ihre Mutter und einen ganz anderen an ihren Vater. Oder sie schreibt mit einer Hand und zeichnet oder rechnet mit der anderen. „Das ist durchaus nichts Wunderbares“, erklärte Jackson. „Jeder kann das tun, es erscheint nur ungewöhnlich. Wenn jemand singt und sich dazu auf dem Klavier begleitet, so ist das viel komplizierter.“ Zu der neu gebildeten Gesellschaft gehört auch General Baden-Powell, der selbst „beidseitig“ ist. Als er an der rechten Hand verwundet war, schrieb er mit derselben Leichtigkeit mit der linken Hand. In welchem Grade weittragende Vorteile mit der Verbreitung der Beidseitigkeit verbunden sind, zeigen auch folgende Bemerkungen eines Arztes, Dr. Noble Smith: „Chirurgen und Ärzte, die besonders die körperliche und geistige Entwicklung wachsender Kinder studieren, haben immer wieder

darauf hingewiesen, daß die Annahme schlechter Haltung verhindert werden muß; aber es ist eine schwere Aufgabe, die einseitigen Neigungen rechtshändiger Schüler zu überwinden. Durch die Beidseitigkeit wird aber nicht nur der Körper gleichmäßig entwickelt, sondern auch das Gehirn und alle anderen großen Funktionszentren. Ich glaube, daß die Beidseitigkeit mehr dazu tun wird, körperliche Ungestaltlichkeiten zu verhindern, als alle Körperbewegungen, und daß sie auch dahin wirkt, die bereits erzeugten Ungestaltlichkeiten zu verbessern.“



Die Lebensweise des Kaisers Franz Joseph. Ein Mitglied des polnischen Hochadels, das in einer hervorragenden Stellung am Wiener Hofe lebt, veröffentlicht in einem polnischen Blatte einige interessante Daten über die Lebensweise des Kaisers Franz Joseph. Der Kaiser steht im Winter um 5 Uhr und im Sommer um eine halbe Stunde früher auf und nimmt ein Schälchen Milchkaffee mit einem Kipfel zu sich. Um 8 Uhr früh trinkt er ein Schälchen reinen Tee, wozu er abermals ein Kipfel verspeist. Punkt 12 Uhr wird das Dejeuner serviert, das echt bürgerlich bloß aus einer Suppe und zwei Fleischspeisen besteht. Dazu trinkt der Monarch ein Glas bayerisches Bier. Zum Dessert raucht der Monarch eine Zigarre und zwar keine Virginia mehr, sondern eine — Regalita. Von der Virginia hat er sich allmählich abgewöhnt, da die Hofärzte ihn nachsagten, daß sie die Magennerven irritiere. Die Regalitas werden in der Wiener Tabakfabrik unter besonderer Sorgfalt aus den auserlesenen Havannablättern von den geschicktesten Arbeiterinnen für den kaiserlichen Bedarf angefertigt. Allmonatlich schickt die F. F. Tabakregie eine Kiste mit diesen Zigarren in die Hofburg und kassiert die Rechnung ein, welche nach den normierten Verkaufspreisen aufgestellt wird. Hervorragende Militärs sowie auch geistliche Würdenträger, von welchen der Kaiser weiß, daß sie Gourmands im Rauchen sind, pflegen manchmal zu ihrem Namenstage mit einem Kistchen überrascht zu werden, in welchem sich 600 Stücke solcher Kaiserregalitas befinden. Um 7 Uhr folgt das Diner, bei welchem der Kaiser, wie reich auch das Menu sein mag, nur Suppe, Beaten, etwas Gemüse oder einen Knödel, ein Stückchen Käse und ein Glas Bier zu sich nimmt. Dann wird noch eine Zigarre geraucht — und das ist alles, was der Kaiser im Laufe des ganzen Tages genießt. Die Weine liebt der Kaiser nicht besonders; in den Champagner taucht er nur die Lippen, wenn die Eillette einen Toast vorschreibt. Nach halb 9 Uhr erlöschen die Lichter in den kaiserlichen Gemächern und der Monarch begibt sich zur Ruhe. Auch auf Reisen und bei Manövern wird diese Ordnung streng eingehalten.



Der Wink mit dem Jaunpfahl. „Haben Sie schon einmal den Tod ersehnt?“ Die Frage richtete der seelenvolle junge Mann mit dem Magenleiden an das hübsche Mädchen mit dem praktischen Blick. Es war der vierte längere Besuch, den er ihr im Verlaufe der Woche gemacht hatte und sie war sehr schläfrig.

„Wessen Tod meinen Sie denn?“ fragte sie in trockenem Tone und sah ihn dabei scharf an.

Dann erhob er sich und schritt in die Nacht hinaus.

Pöle melle.